



Elena Fischer
*Wirf einen
Schatten*

Roman • Diogenes



Elena Fischer
*Wirf einen
Schatten*

Roman • Diogenes

d

Elena Fischer
Wirf einen Schatten

ROMAN

Diogenes

Wann beginnt unser Leben?
Wenn wir zur Welt kommen,
nackt und winzig,
rosa und faltig,
wenn wir lernen,
uns dem Lärm hinzugeben
und der Stille,
wenn wir beschließen,
weiterzumachen,
Tag für Tag,
Nacht für Nacht,
wenn wir heimkehren?

Quando corpus morietur,
Fac, ut animae donetur
Paradisi gloria.
Amen.

Giovanni Battista Pergolesi: Stabat Mater

24. Dezember 1963

Joseph trank seinen Kaffee in kleinen Schlucken, heiß, stark, schwarz und ohne Zucker, als wäre er eine Strafe Gottes.

Er wusste, dass es das letzte Mal war.

Vor ihm lag ein Tag voller letzter Male.

Der Tag vertrieb kaum die Dunkelheit der Nacht, ein silbriges Licht fiel durch das Fenster in die Stube. Es war der Morgen vor Heiligabend, doch im Haus war davon nichts zu sehen. Im Haus würde es keine Jahreszeiten mehr geben. Keine Weidenkätzchenzweige behängt mit Ostereiern, keine Wiesenblumen in Glasvasen, keine Kastanienmännchen auf dem Tisch, und jetzt: keine Papiersterne im Fenster, keinen Christbaum im Wohnzimmer.

Es war geisterhaft still.

Seine Frau und sein Sohn hatten alle Geräusche mitgenommen.

Joseph sah zu den beiden Stühlen, die am Tisch standen. Er dachte: Ich sollte sie auf den Dachboden räumen.

Aus dem Sehen wurde ein Schauen, aus dem Schauen ein Starren. Und dann – nichts. Dieser *Zustand*, wie er es nannte, hatte begonnen kurz nachdem Lis gegangen war. Am Anfang hatte er gedacht: Er bräuchte jemanden, der ihn ansprach, der seinen Namen sagte und dahinter mehrere Ausrufezeichen, jemanden, der sich ins Bild stellte und vor seinen Augen herumfuchtelte, jemanden, der seine Hand nahm und ihn mit der anderen anschob. Aber diese Gedanken hatte er hinter sich gelassen.

Manchmal gelang es ihm, das Erstarren zu überwinden. Was blieb, war die Unfähigkeit, sich zu konzentrieren, die Gedanken auf ein Ziel hin auszurichten, etwas Angefangenes zu beenden.

Er öffnete eine Schranktür, nahm nichts heraus.

Er klopfte einen Nagel in die Wand, hingte nichts auf.

Er stellte einen Topf auf den Herd, füllte ihn nicht.

Selten gelang es ihm, da weiterzumachen, wo er aufgehört hatte. Doch dann schienen die Dinge vor ihm zu fliehen; vielleicht, weil er sich zu lange nicht um sie gekümmert hatte. Die Schale, die er aus dem Schrank nahm, glitt ihm aus der Hand, das Bild, das er aufhängen wollte, war verschwunden, die Kartoffeln, die er essen wollte, waren roh.

Joseph zwang sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Dann stand er da, spürte das Holz unter seinen Händen, und der Stuhl war wieder ein Stuhl. Ein Stuhl aus Buchenholz, massiv und solide, gebaut für die Ewigkeit. In die Rückenlehne hatte er ihren Namen eingraviert. LIS stand dort, in fein geschwungenen Linien. Er nahm beide Stühle und trug sie nach oben. Zuerst ihren Stuhl, dann den Hochstuhl.

Er hatte gedacht, dass es keine Woche dauern würde, bis Lis mit Samuel wieder vor der Tür stand. Er hatte gehofft, dass seine Frau ihre Meinung änderte, dass sie einfach wiederauftauchte, so plötzlich, wie sie Anfang August verschwunden war.

Der Sommer verging, die Abende wurden kühler, dann kalt, der Herbst brachte den Wind, doch Lis kam nicht zurück. Wenn der Wind zum Sturm wurde, riss er alles mit sich. Der Herbst war die Zeit, in der das Haus und der Hof wetterfest gemacht, das Dach auf lose Schindeln überprüft, der Kamin gereinigt, das Totholz entfernt, die Zäune neu befestigt, die Kartoffeln geerntet werden mussten.

Als der Herbst zum Winter wurde, war Lis noch immer fort. Der Schmerz darüber schwoll an und ab, war zu einem Grundrauschen geworden, war ein Teil von ihm. Die Tage wurden dunkler. Es war eine Dunkelheit, in der man sich verirren konnte, eine, aus der man nicht mehr herausfand. Im Winter bereute man, was man im Herbst nicht erledigt hatte.

Joseph hatte nichts erledigt.

Er würde es auch nicht mehr tun.

Aus der leisen Ahnung der vergangenen Wochen war an diesem Morgen eine Gewissheit geworden. Seit fast sechs Monaten hatte er nichts von Lis gehört. Auf dem Land waren sechs Monate ein halber Zyklus Leben. Mehr als eine Jahreszeit, genug, um über Gedeih und Verderb eines Hofes zu entscheiden. Hier, in den Bergen, in den Dörfern, auf den Höfen, konnte man sich keine Fehler leisten. Der größte Fehler war, nicht mit der Natur zu arbeiten. Wie lange war ein halbes Jahr in der Stadt? Er wusste es nicht. Vielleicht lange genug, um sich an ein neues Leben zu gewöhnen, das im Grunde ja nur das alte war.

Joseph stellte die beiden Stühle ganz nach hinten, direkt unter die Schräge. Er wollte Leintücher darüberhängen, aber dann hatte er das Flüstern seiner Großmutter im Ohr. *Nicht dass der Tod sich darin verfängt.* Seine Großmutter hätte niemals zwischen den Jahren Wäsche aufgehängt. *Das bringt Kummer im nächsten.* Einmal hatte die Mutter ihre Warnungen ignoriert. Der Wind zerrte an der Wäsche. und die Großmutter sprach tagelang nicht mit der Schwiegertochter. Niemand wusste, ob das Unglück trotzdem passiert wäre, aber die Mutter hatte nie wieder zu dieser Zeit gewaschen. Joseph wandte sich von den Stühlen ab, im Grunde war es gleich. Er wollte wieder nach unten gehen, blieb dann aber vor dem Regal stehen, das neben der Tür stand.

Da lag das Gewehr, eine Mauser 98.

Joseph konnte den Blick nicht abwenden, sein Herz begann rascher zu klopfen, er spürte die Schläge bis in die Fingerspitzen. Das Gewehr war die Antwort auf die Frage nach dem Wie. Er berührte den staubigen Lauf, vorsichtig, als wäre das Metall lebendig. Er nahm das Gewehr in die eine Hand, mit der anderen griff er nach einem Päckchen Munition und steckte es in die Hosentasche.

In der Stube legte er beides auf den Tisch. Der Lauf zeigte genau auf Jesus. Seit Generationen litt er hier am Kreuz. Der Herr konnte einem jederzeit diejenigen nehmen, die man liebte. Es war der Gang der Dinge, dass Unheil über die Familie kam. Es war eine Menge davon gewesen. Am Ende war nur er übriggeblieben.

Aber das mit Lis war etwas anderes.

Lis war freiwillig gegangen.

Oder?

Es liegt an der Hitze, hätte seine Großmutter gesagt. Im Sommer hatte sie oft auf der Bank vor dem Haus im Schatten gesessen, die Füße auf der Erde, den Blick in die Berge. Sie erzählte von Männern, die glaubten, ein Flugzeug fliegen zu können und dann abstürzten, von Frauen, die ihre Männer verließen, weil sie beim Abendessen zu laut kauten, und von einem Mädchen, das im Gottesdienst der Frau vor ihr den Zopf abschnitt. *In der Hitze trifft man keine klugen Entscheidungen*, hatte seine Großmutter gesagt.

Joseph strich mit den Fingern über die Maserung des Kolbens. Der Vater hatte ihm zwei Dinge geschenkt: mit dreißig das Leben und kurz bevor er gestorben war das Gewehr. »Du bist jetzt für den Hof verantwortlich«, hatte er gesagt. Das schloss das Schlachten ein. Der Vater hatte immer selbst geschlachtet, die Mutter das Blut gerührt, um Blutwurst daraus zu kochen. Als kleiner Junge stand Joseph

daneben, den sauren, metallischen Geruch in der Nase. Seine Augen trännten vor Ekel und der Anstrengung, sich nicht zu übergeben. Einmal war es doch passiert, und die Mutter hatte ihm mit dem blutigen Holzlöffel den Hintern versohlt. Später, als der Vater nicht mehr konnte, als seine Hand nicht mehr aufhörte zu zittern, musste Joseph das Schlachten übernehmen. An diesen Tagen wachte er mit einem flauen Gefühl auf, konnte den ganzen Tag lang nichts essen. Er blickte die Tiere an, sie blickten zurück, und er sah die Angst in ihren Augen. Er trauerte um jedes Huhn, jedes Schwein und jedes Lamm. Der Vater lachte bloß. Doch dann war der Tod über die Familie gekommen. Die Mutter war die Zweite gewesen. Der Tod hatte so lange an ihr gezerrt, bis sie freiwillig mitgegangen war. Da hatte der Vater aufgehört zu lachen.

Joseph stand auf, holte einen Bleistift und ein Blatt Papier aus der Schublade des Geschirrschranks. Er legte beides auf den Tisch, setzte sich wieder. Dann begann er zu schreiben:

- 1. Stühle*
- 2. Tiere*
- 3. Kirche*
- 4. Abschied*

Den ersten Punkt strich er durch. Blieben drei. Drei Punkte erschienen ihm bewältigbar. Er wusste noch nicht genau, wie die letzte Aufgabe genau aussehen würde, doch dass sie von Bedeutung war, stand außer Frage. Wer ging, hatte sich zu verabschieden. Das Wichtigste war: Er hatte jetzt eine Liste, und Listen sorgten für Ordnung. In ihm machte sich ein Gefühl breit, das er lange nicht mehr gespürt hatte. Ruhe. Er faltete das Papier und steckte es in die Hosentasche.

Im Flur schlüpfte Joseph in Stiefel und Jacke und trat nach draußen. Seit einer Woche verband der Nebel Himmel und Erde, ein weißes Nichts, ein Leichentuch, das die Tage einrahmte. Die Farbe war längst aus der Landschaft gewichen. Der Ahornbaum breitete seine leeren Arme zwischen Ställen und Haus aus, unter ihnen auf dem Boden lag ein Teppich aus verrotteten Blättern.

Die Kühe waren unruhig. Sie muhten, ihre Ketten klirrten, ihre Körper nahmen jede seiner Bewegungen wahr. Wie er das Tor zur Seite schob, wie er sich mit langsamen Schritten näherte, wie er den Melkschemel vom Haken an der Wand nahm. Joseph strich jeder der Kühe über die Stirn und sprach leise mit ihnen. Dann setzte er sich auf den Schemel und machte sich beim ersten Tier an die Arbeit. Die Milch im Vormelkbecher war weiß und schön, ohne Flocken. Joseph wischte die Zitzen mit einem Tuch ab und fettete sie ein. Als er zu melken begann, glaubte er, ein leises Seufzen zu hören. Bevor er schließlich den Stall verließ, versorgte er die Kühe mit der dreifachen Ration Futter.

Die Hühner saßen dicht aneinandergedrängt im Stall auf der Stange. Erst als Joseph den Futtersack öffnete, flatterten sie herunter. Während die Tiere nach den Körnern pickten, sammelte er die Eier ein, heute waren es nur drei. Sie waren noch warm. Er hielt sie einen Augenblick in der Hand, dann steckte er sie in seine Jackentasche. Joseph zog die Stalltür fest hinter sich zu. Auf einem der Nachbarhöfe hatte der Fuchs vor einigen Nächten die Hälfte der Hühner gerissen.

Zum Schluss gab er auch den Schafen und Schweinen großzügig Futter. Er dachte daran, wie Lis zum ersten Mal in ihrem Leben einen Schweinestall betreten hatte. Wie sie zurückgeschreckt war. Im Gegensatz zu dem Geruch der

anderen Tiere war der der Schweine aufdringlich, geradezu beißend.

Das Mittagessen ließ Joseph aus. Stattdessen holte er eine Flasche Selbstgebrannten und ein Schnapsglas aus dem Schrank. Als er die Flasche öffnete, stieg ihm der süße, scharfe Geruch von reifen Birnen in die Nase. Er füllte das Glas bis zum Rand, leerte es in einem Zug und schenkte nach. Die Wärme breitete sich in seinem Magen aus, strömte von dort in seine Arme und Beine, nur ein leichter Druck auf seiner Blase störte ihn.

Einmal hatten sein Bruder und er als kleine Kinder in den Bach gepinkelt. Sie hatten sich vorgestellt, dass ihr Urin bis ins Meer gespült werden würde. Sein Bruder hatte gelacht. »So kommen wir doch noch in die große, weite Welt.« Joseph hatte seinem Bruder nicht gesagt, dass er gar nicht in die Welt hinauswollte. Dass er bleiben wollte, wo er war. Dass seine Welt der Wald war, der Bach, die Äcker, die Wiesen, die Berge. Johann war immer der Mutigere gewesen, der mit den großen Plänen. Derjenige, der den Hof hätte übernehmen sollen.

Joseph überlegte, wie viel Mut es Lis gekostet hatte zu gehen. Wie maß man Mut? In der Anzahl der Zweifel, die einem auf dem Weg kamen, den man doch beharrlich weiterging? Joseph trank auch das zweite Glas in einem Zug und wankte nach oben ins Schlafzimmer. Er ließ sich aufs Bett fallen und schloss die Augen.

Schweißgebadet und mit schmerzendem Kopf wachte er auf. Er hatte geträumt, dass Lis mit einem großen Koffer aus dem Haus gegangen war. Er rief nach ihr, er wollte sie aufhalten, doch sie hörte ihn nicht. Dann trug Lis einen großen Braten zum Tisch, schnitt ein Stück davon ab und legte es auf seinen Teller. Er wollte anfangen zu essen, aber da begann das Fleisch sich zu bewegen. Er ließ die Gabel fallen, stand auf und stieß mit dem Kopf an die Decke. Das

Haus schrumpfte. Die Decke senkte sich herab, die Stühle wurden so klein, dass nur eine Puppe darauf Platz gefunden hätte. Er krümmte sich, versuchte auszuweichen, steckte einen Arm aus dem Fenster, doch am Ende gab er auf. Das Haus zerquetschte ihn. Joseph tastete nach dem Wecker auf dem Nachttisch. Siebzehn Uhr. Es wurde Zeit für Punkt drei auf seiner Liste.

Aus den Feldern und Wiesen stieg der Dunst. Joseph atmete in seinen Schal, die Luft war eisig und feucht. Der Weg zur Kirche führte bergab, bis er nach etwa zwanzig Minuten in die Dorfstraße mündete. Bergauf dauerte es zu Fuß beinahe doppelt so lang. Das hielt die Besucher fern. Sein Hof lag abgeschieden von den anderen Höfen und ganz am Ende der Runde des Postlers. Man kam nicht einfach so vorbei. Man musste sich schon dafür entscheiden.

Seine Augen tränkten, seine Nase lief, sein Bart wurde feucht. Mit einem Taschentuch wischte Joseph sich über das Gesicht. Er war lange nicht hier gewesen. Er brauchte selten etwas, das er nicht selbst anbaute oder auf Vorrat gekauft hatte. Hier, auf der rechten Seite, etwa fünfzig Meter nach dem Ortseingangsschild, war der Gemischtwarenladen. Als Kind hatte er dort manchmal ein Bonbon bekommen. Er ging daran vorbei, den Kopf gesenkt, die Hände in den Hosentaschen. Dort, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, waren der Bäcker, der Metzger, der Schuster und der Schneider. Er sah Lis an einem Frühlingstag die Straße entlangschlendern, ein Einkaufsnetz in der einen, Samuel an der anderen Hand, und er dachte: Die Mutter hat mich einfach verlassen, Lis hat Samuel wenigstens mitgenommen.

Joseph bog in eine Seitenstraße ein. Überall leuchtete und funkelte es. In den Fenstern drehten sich

Weihnachtspyramiden, Kerzen brannten in Lichterbögen, Tannenzweige schmückten die Türen. An einem der Fenster blieb Joseph stehen. Die Gardine war nicht ganz zugezogen; sie gab einen Blick in das Esszimmer frei. Eine Familie saß um den Tisch herum, Vater, Mutter, drei Kinder. Die beiden Mädchen trugen Kleider und hatten Zöpfe so dick wie Taue. Die Enden waren mit Schleifen versehen. Dem Jungen hatten sie einen Schlips umgebunden und das Haar sorgfältig gescheitelt. Es glänzte pomadig. Auf dem Tisch stand ein großer Bräter, aus dem es dampfte. Joseph wollte gerade weitergehen, da trat der Mann zu seinem Sohn, legte ihm die Hände auf die Schultern und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Junge drehte sich um, sprang auf, schlang die Arme um den Hals seines Vaters, der die Umarmung zärtlich erwiderte. Rasch wandte Joseph sich ab. Bald hatte er das Dorf hinter sich gelassen. Es war klein, neben der Hauptstraße mit den wenigen Geschäften gab es nur noch das Wirtshaus, eine kleine Pension, die Molkerei und die Kirche.

Die Kirche befand sich nicht am Marktplatz, sondern abseits, auf einer Wiese am Rand des Dorfes, der Friedhof lag direkt daneben. Und dahinter begannen die Berge. Am Horizont erhoben sie sich in den Himmel. Schneebedeckt, mächtig. Joseph überlegte, was sie wohl sahen. Suchende, winzig wie Ameisen, die sich auf dem Feldweg der Kirche näherten. Die nach Gott suchten, nach Schutz oder nach Stille. Die vielleicht auf Vergebung hofften oder Buße tun wollten. Joseph dachte: Die Berge sind die Berge, sonst nichts. Sie lassen einen, wie man ist.

Die Kirchenfassade war weiß gestrichen, der Turm hatte eine Zwiebelhaube, bedeckt mit schwarzen Schindeln. Bis zur Christmette dauerte es noch ein paar Stunden, die Fenster waren dunkel. Seit Lis ihn verlassen hatte, war Joseph nur ein einziges Mal hier, vor einigen Wochen, als

eine Freundin seiner Mutter beerdigt wurde. Er hatte die Frau nur flüchtig gekannt, sie aber gemocht.

Am Morgen vor der Bestattung war sein Körper aufdringlich gewesen, hatte unentwegt Aufmerksamkeit gefordert. In seinen Eingeweiden rumorte es, seine Hände zitterten, sein Atem hatte jeden Rhythmus verloren. Wovor fürchtete er sich? Die Einsamkeit zu verlassen? Oder festzustellen, dass die Einsamkeit ihn auch in Gesellschaft nicht verließ? Joseph starrte auf das Ziffernblatt seiner Armbanduhr. Er wollte nicht zu früh auf dem Friedhof sein und nicht zu spät. Er versuchte, die Uhr an seinem Handgelenk zu drehen, doch das Armband war zu eng und das Leder unangenehm hart. Sollte er ein zusätzliches Loch hineinbohren? Nein, es lohnte sich nicht.

Natürlich war seine Schwägerin bereits da. Sie war stets mit großer Ernsthaftigkeit pünktlich. Bei einer Hochzeit war sie vor dem Brautpaar da, bei einer Beerdigung vor dem Leichnam. Sie stand am Friedhofstor, gekleidet wie immer. Unter ihrem schwarzen Wollmantel lugte eine weite Hose hervor. Die Hände hielt sie locker ineinander verschränkt. Als sie ihn auf das Tor zukommen sah, drehte sie sich zu ihm hin, eine winzige Bewegung ihres Körpers.

Sie grüßten einander. Sie hatten sich lange nicht mehr gesehen. Beim letzten Mal war alles wie immer gewesen, alles an seinem Platz, Lis an seiner Seite.

Als Joseph ansetzte, eine Unterhaltung zu beginnen, geriet plötzlich der Baum neben ihnen in Bewegung. Die gelben Blätter raschelten, dann erhob sich ein ganzer Schwarm Vögel in den Himmel. Mit zurückgelegten Köpfen schauten sie ihnen nach.

»Letzte Nacht habe ich geträumt, ein Vogel zu sein. Ich hatte rote Federn und war klein«, sagte Ada.

»Ein Hausrotschwanz?«, fragte er.

Sie wiegte den Kopf, schien sich den Traum noch einmal in Erinnerung zu rufen. »Vielleicht.«

Er war nicht sicher, ob sie das wirklich geträumt oder in diesem Moment erfunden hatte. Ihre Fantasie schien wie ein Kirschbaum an einem warmen Frühlingstag: üppig blühend. Wenn andere sich wiedersahen, erzählten sie einander, was sie in der Zwischenzeit erlebt hatten; sie beide hingegen erzählten einander, was sie geträumt hatten. So war es einfacher. Vielleicht.

»Es tut mir sehr leid für Rosie«, sagte er. Seine Worte waren wie ein Anker, ausgeworfen, um sich an Ort und Stelle zu halten. Seit damals hatte er Rosie nie wiedergesehen. Zwei Leben ohne Berührungspunkte. Als hätte sie ihn gehört, löste Rosie sich aus einer kleinen Gruppe, die bereits auf dem Friedhofsgelände stand. Sie näherte sich langsam, ging, als wäre jeder Schritt zu viel. Sie geht wie eine alte Frau, dachte Joseph.

»Rosie«, sagte Ada und schloss sie fest in die Arme.

Joseph wollte weitergehen, kein Zeuge dieses intimen Moments sein, doch er blieb stehen.

Über Rosies Schulter sah Ada ihn an und hob einen Finger. Warte, sagte sie stumm. Rosie löste sich aus der Umarmung, fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und wandte sich nun ihm zu.

»Rosie«, sagte er. »Dein Verlust tut mir leid.«

Sie deutete ein Lächeln an, bedankte sich für seine Worte und dafür, dass er gekommen war. Es war eine Geste, die sie an diesem Tag sicher schon oft gezeigt hatte und noch oft wiederholen würde.

Als sie wieder allein waren, sagte Ada: »Wir haben uns zu lange nicht gesehen.«

Ihr Blick ruhte auf ihm.

»Wir sollten jetzt reingehen.« Mit dem Kopf deutete Joseph in Richtung Eingang.

»Wie geht es dir? Was hast du jetzt vor?«, wollte Ada wissen, während sie sich der Kirche näherten. Ihre Fragen öffneten einen Raum in ihm, den er nicht betreten konnte.

»Gut«, sagte er, stellte seinen Blick unscharf und lächelte, ohne sie anzusehen. Da war es wieder, das Zittern seiner Hände, das Flimmern vor seinen Augen. Er steckte die Hände in die Hosentaschen. Die Mutter hatte ihn deshalb oft gescholten, weil der Stoff davon ausbeulte.

»Ja?«, fragte Ada.

Sie glaubte ihm nicht. Doch das spielte keine Rolle.

Für den Bruchteil einer Sekunde drückte sie seinen Oberarm.

»Es gibt immer einen Weg«, sagte sie leise.

Schweigend näherten sie sich der Kirche. Drinnen steuerten sie verschiedene Reihen an.

Und dann: beständiges Flüstern hinter ihm. Wenn er sich umdrehte, sah man geradewegs an ihm vorbei oder senkte den Blick ins Gesangbuch. Er wusste, was geredet wurde.

»Das sieht man doch gleich, ob eine brav ist oder nicht. Und bei der Lis hat man gleich gesehen, dass sie dem Joseph Probleme bringen wird. Bloß hat er nichts davon wissen wollen.«

»Der Joseph war immer schon ein Eigenbrötler. So richtig wundern tut einen das alles wirklich nicht.«

Seit Lis ihn verlassen hatte, hielten die Leute Abstand. Es war, als fürchteten sie, etwas von seinem Unglück könnte auf sie abfärben.

Ihm war es recht.

Während des Gottesdienstes hatte er die ganze Zeit Ada im Blick. Sie fuhr sich mit der Hand durch die Haare, kratzte sich am linken Schulterblatt, sah hierhin und dorthin. Sie schien mit ihren Gedanken überall zu sein, nur nicht bei der Messe. Nach dem Gottesdienst ging er, ohne sich von ihr zu verabschieden.

Jetzt stand Joseph vor der Kirche und schaute. Die Kirche war ohne die Natur, die sie umgab, undenkbar, und Gleiches galt umgekehrt. Joseph erinnerte sich an die vielen Male, die er hier gestanden und dieses Bild in sich aufgenommen hatte, doch etwas war anders: Etwas hatte sich auch hier zwischen ihn und die Welt geschoben. Die Schönheit ergriff ihn nicht mehr. Plötzlich hoben die Glocken an zu läuten, sie läuteten über das Dorf hinweg, in die Weite des Himmels, bis die Töne an die Felswände stießen. Die Berge warfen den Klang zurück, vervielfältigten ihn, und das Läuten bekam im aufsteigenden Dunst etwas Geisterhaftes, wie ein Ruf, ein Locken von der anderen Seite. Unheimlich, bedrohlich.

Joseph versuchte ein Gebet, er senkte den Kopf, faltete die Hände, doch es gelang ihm nicht. Es gelang ihm nicht, sich das, wofür er beten wollte, vorzustellen. Doch war nicht genau das die Voraussetzung, um zu beten? Sein Scheitern machte das Gebet zu einer sinnlosen Hülse.

Was blieb? Der Abschied.

Das Haus würde gut ohne ihn zurechtkommen, dachte Joseph, als er zurück auf dem Hof war. Mehr noch: Vielleicht wurde es Zeit, dass das Haus ihn loswurde, ihn, den letzten Bewohner.

Um die Tiere sorgte er sich nicht. Die Kühe würden anfangen zu brüllen, wenn keiner kam, um sie zu melken, und ihr Brüllen war bis zum Nachbarhof zu hören, wenn nicht weiter. Heinrich würde bald herüberkommen und nachsehen, was los war.

Joseph hängte den Mantel an die Garderobe, zog die Schuhe aus. Er trat zur Treppe hin, über die er Tausende Male gegangen war. Er kannte jedes Knarzen, jedes Seufzen der Stufen. Die Treppe verband die beiden Teile

des Hauses: Der untere diente der Arbeit und dem Alltag, der obere dem Feierlichen, zumindest Wohn- und Esszimmer. Das Feierliche war etwas, woran er sich nie hatte gewöhnen können. Im Gegensatz zum Alltag haftete allem Feierlichen etwas Falsches, etwas Unehhrliches an. Er legte seine Hand auf das Ende des Handlaufs. Das Holz war so staubig, es sah aus, als sei ihm ein Pelz gewachsen. Langsam ging Joseph die Treppenstufen nach oben.

Im Esszimmer hatten die Eltern manchmal Gäste bewirtet, an Heiligabend nach der Bescherung zusammen gegessen. Das war zwischen den Kriegen gewesen. Lis und er hatten sich kaum hier aufgehalten. Im Wohnzimmer hing der alte Leuchter an der Decke, auf dem Boden lagen schwere Teppiche. Es roch muffig, nach Staub und altem Rauch. Joseph drückte auf den Lichtschalter. Eine der Glühbirnen flackerte, dann erlosch sie. Dort in der Ecke hatte immer der Weihnachtsbaum gestanden. Er dachte an die Mutter, wie sie den Baum schmückte. Lametta und Sterne, bis die Zweige sich bogen. Der Vater saß auf dem Sessel, nuckelte an seiner Pfeife wie ein Kind an seinem Dutzl. Joseph sah seinen Bruder, der ein kleines Auto aus Holz über den Teppichboden schob. Der Vater hatte es für ihn gebaut. Dann verschwamm der Teppichboden, Johann ging unter, Joseph sah, wie die kleinen Arme ruderten. Was wir uns vorstellen, dachte er, ist beinahe so mächtig wie das, was passiert. Die Bilder verblassten, die Eltern und sein Bruder wurden wieder zu den Geistern, die sie waren. Es fiel ihm nicht schwer, sich vom Wohn- und Esszimmer zu verabschieden.

Im Kinderzimmer blieb Joseph vor den Bildern stehen, die Samuel gemalt hatte. Lis hatte sie mit Reißzwecken an der Wand befestigt, alle in einer Reihe. Er trat näher. Sein Sohn hatte in zahllosen Variationen das immer Gleiche gemalt: das Haus, die Tiere, seine Familie. Er erkannte Lis

an der gelben Farbe ihrer Haare. Hier und da tauchte auch Ada auf. Ada mit dunkelbraunen Locken. Auf manchen Bildern hielt sie Samuels Hand. Sich selbst suchte Joseph auf den meisten vergebens. Nur auf zwei Bildern war er zu sehen. Ein Strichmännchen, sehr viel kleiner als die anderen, das neben einem Schwein stand oder neben einer Kuh. Joseph setzte sich auf Samuels Bett. Er betrachtete seine Hände. Sie lagen auf seinen Oberschenkeln, groß und rau, wie die Hände des Vaters. Als der Vater gestorben war, hatte Joseph dessen Hände über der Bettdecke gefaltet. Er wusste, dass der Vater es so gewollt hätte. Alle sollten seine gefalteten Hände sehen, die sein ganzes Leben lang gearbeitet hatten. Für den eigenen Hof, für den Kaiser, für Gott. Nur: Wen hätte es interessieren sollen? Ein Jahr nach dem Ausbruch des zweiten großen Krieges war jeder mit sich selbst beschäftigt.

Der Tod des Vaters war bloß der Endpunkt seines Verschwindens. Es hatte in dem Moment begonnen, als der Zug sich in Bewegung setzte, um ihn und die anderen Männer an die Westfront zu bringen. Seine Großmutter und die Mutter verloren nicht nur den Menschen, der er einmal gewesen war, sondern auch die gemeinsamen Hoffnungen und Träume. Sie waren das Privileg der Unversehrten. Joseph stand auf, dachte: Es ist besser so, Samuel wird mich nicht vermissen.

Als Joseph das Schlafzimmer betrat, war er soweit. Er blickte auf die grüne Wand, auf das Bett. So viele schlaflose Nächte. Er sah aus dem Fenster. Der grasbewachsene Hang fiel sanft zum Wald hin ab. Hier war er zur Welt gekommen. Es gab keinen Grund, das Leben auszuhalten, bloß weil es einmal begonnen hatte, und das ohne sein Zutun. Der Abend würde sich in die Nacht verwandeln und dann in den nächsten Tag und dann wieder und wieder. Auch ohne ihn. Er verabschiedete sich vom Schlafzimmer,

schloss die Tür und ging zum letzten Mal die Treppe hinunter in die Stube.

Das Gewehr lag auf dem Tisch, es hatte auf ihn gewartet. Es war, als begegnete er einem Freund.

Er dachte: Ein Schuss, und es ist endlich vorbei.

Er dachte: Am Ende ist das Ende der einzige Ausweg.

Er dachte: Es ist für alle besser so.

Joseph nahm ein neues Blatt Papier, riss es in zwei Teile.

Auf den ersten schrieb er: *Heinrich, kümmere dich gut um meine Tiere.* Und auf den zweiten: *Herr, bitte lass mich heimkehren.*

Den ersten Teil schob er in die Mitte des Tischs, den zweiten steckte er zu der Liste in seine Hosentasche. Dann öffnete er weit das Fenster, damit seine Seele hinausfand. Er setzte sich, nahm das Gewehr und stellte es zwischen seine Beine. Er schloss die Augen. Er hob vom Boden ab, wo er Lis mit Samuel spielen sah. Nein, er wollte jetzt nicht an seine Familie denken, auch nicht an Ada, die sich stattdessen ins Bild schob. Was blieb? Die Schöpfung. Er flog hinaus, und da lag der Hof mit seinen Ställen und der Scheune in der Sonne, da blühten die Weiden, da stand der Roggen hoch auf dem Feld und dahinter, als dunkle Linie, der Waldrand, die Tannen, die eng standen und den Blick auf den See verschlossen hielten, und noch weiter hinten die Berge. Ein Windhauch streifte sein Gesicht. Er beugte sich zur Mündung des Gewehrs hinab, streckte seinen Arm, seine Finger fanden den Abzug. Er atmete tief ein, füllte seine Lunge mit Luft, als ob er gleich ins Wasser tauchte, hielt den Atem an, steckte sich den Lauf in den Mund.

Diese Stille, dachte Joseph, es ist diese Stille, die ...

Da klingelte es an der Tür.

Joseph fuhr zusammen und lauschte. Reglos saß er da.

Es klingelte noch einmal. Er hatte sich nicht getäuscht.

Wer klingelte am Weihnachtsabend?
Lis, dachte er. Ada.

August 1963

Als Lis vor ihm steht, Samuel an der Hand, einen großen Koffer neben sich und ihm sagt, dass sie geht, ist er gerade von draußen hereingekommen. Er wischt sich die schweißnasse Stirn mit seinem Arm und den Arm an seiner Arbeitshose ab. An seinen Schuhen kleben Halme.

»Wohin gehst du?«, fragt er.

Lis starrt ihn an, versteht nicht.

»Weg«, sagt sie, und dann: »Ich kann das nicht mehr.«

Joseph wird ganz schwach zumute, es beginnt in den Beinen, wandert dann nach oben bis in den Kopf.

»Was kannst du nicht mehr?«

»Alles«, sagt sie und zeigt mit einer weiten Armbewegung um sich. Und dann, mit leiser Stimme, ohne ihn anzusehen: »Das ist nicht mein Leben. Es tut mir leid.«

Aber dieses Leben, das bin doch ich, denkt er.

»Und das Heu?«, fragt er.

Lis' Augen füllen sich mit Tränen.

Er sieht sie wortlos an. Sie weiß doch, dass die Heuernte die anstrengendste, arbeitsreichste Zeit im Jahr ist. Wie kann sie ausgerechnet jetzt gehen wollen?

»Wann kommst du zurück?«, fragt er, weil sie noch immer schweigt.

Lis schüttelt den Kopf. »Ich komme nicht zurück.«

Und dann geht sie an ihm vorbei, zieht Samuel hinter sich her. Der Junge dreht sich um, den Teddy fest an sich gedrückt, und schaut ihn an. Joseph sieht, wie die Haustür ins Schloss fällt, kann sich nicht bewegen. Irgendwann

läuft er nach draußen, auf den Hof, und ruft: »Und was ist mit Samuel?«

Stille.

Dann beginnt im Ahornbaum ein Vogel zu singen.

Ein Tag nachdem Lis gegangen ist, bekommt Joseph das Gefühl, ein Tier bewohne ihn. Es ist klein, nachtaktiv und böseartig. Es frisst an seinen Eingeweiden, besonders seinem Herzen, versenkt die Krallen und Zähne in sein Fleisch. Nachts muss Joseph aufstehen. Er geht nach nebenan ins Badezimmer und übergibt sich, doch das Tier kommt dabei nicht heraus. Beim ersten Mal hat er noch gedacht, er hätte sich den Magen verdorben. Wenn er danach zitternd im Bett liegt, schleicht es sich wieder an, setzt sich auf seine Brust, macht alles in ihm eng und klein. Joseph schläft nicht und wacht nicht. Es ist ein Zwischenzustand, ein Dämmern, aus dem er weder richtig in den Schlaf noch ins Wachsein findet.

Wenn der Hahn kräht, wenn die Sonne aufgeht, wenn die Kühe brüllen, dann quält Joseph sich aus dem Bett. Sobald er angefangen hat zu arbeiten, schläft das Tier in ihm ein. Er setzt einen Schritt vor den anderen, weil er es muss. Die Kühe, Schweine, Schafe, Hühner interessiert es nicht, ob seine Frau ihn verlassen hat, sie müssen fressen, scheißen, schlafen und wieder von vorne.

Joseph zieht sich zurück, noch weiter als sonst. Er hat nie Gefallen daran gefunden, im Wirtshaus zu hocken. Ein paarmal haben sie ihn gefragt, ob er mitkommt, zum Trinken, zum Schießen, zum Kegeln. Doch wer immer wieder fragt und nie Erfolg hat, kommt sich blöd vor und lässt es irgendwann sein. Der Postler ist der einzige Mensch, den Joseph regelmäßig sieht. Der bringt ihm die Zeitung. Mit ihm wechselt er hin und wieder einige Worte.

Manchmal tut es gut, übers Wetter zu reden. Das Wetter ist etwas, von dem er Ahnung hat.

Zwei Wochen nachdem Lis gegangen ist, läuft Joseph eine Katze zu. Sie hat rotes Fell, grüne Augen und kaum Fleisch auf den Knochen. Er hat sie nie zuvor auf seinem Hof gesehen. Er stellt ihr Wasser, Milch und Essensreste hin. Sie kommt jeden Tag, frisst und sieht ihn an, als wolle sie ihm etwas sagen, warte aber noch auf den richtigen Zeitpunkt. Manchmal setzt sich Joseph auf die Bank vor dem Haus und sieht der Katze dabei zu, wie sie ihn ansieht. Er denkt, dass die Katze ein gutes Omen ist. Dass ihr Auftauchen bedeutet, dass Lis bald zurückkommt. Er weiß nicht, warum er das denkt. Vermutlich liegt es an seiner Großmutter, die überall Zeichen gesehen hat. Nach einigen Tagen springt die Katze auf seinen Schoß und verlangt, gestreichelt zu werden. Er streicht ihr über das struppige Fell, flüstert ihr Beschwörungsformeln ins Ohr.

Drei Wochen nachdem Lis gegangen ist, hat Joseph den Gottesdienst zweimal hintereinander ausfallen lassen. Da klopft die Frau des Pfarrers an seine Tür. Joseph erwartet eine Lieferung und macht aus Versehen auf. »Der Joseph«, sagt die Frau des Pfarrers, und faltet die Hände an der Stelle, wo Rock und Bluse sich treffen. »Da ist er ja.«

Sie macht einen Schritt auf ihn zu, er weicht zurück, und schon steht sie im Flur und blickt sich um.

»Was kann ich für dich tun?«, fragt er.

Mit einer Hand hält er sich am Türrahmen fest, mit der anderen fährt er sich übers Gesicht.

»Wenn eines unserer Schäfchen abtrünnig ist, nehmen wir die Beine in die Hand. Ganz besonders, wenn es so malad ist«, sagt sie und sieht ihn aus wässrigen Augen an. Mitleid liegt in ihrem Blick.

»Komm doch dienstagnachmittags in unseren Gesprächskreis für Witwer, das ist ein neues Angebot in unserer Gemeinde«, fährt sie fort, nachdem er nicht auf ihre Worte eingegangen ist.

Für *Witwer?*, denkt er. Er weiß nicht, ob er lachen, weinen oder schreien soll. Er winkt ab.

»Diese Situation ...«, sie lässt den Blick schweifen, »ist doch äußerst unglücklich, und ein offenes Ohr schadet nicht – in deinem Zustand.«

Joseph muss nicht in den Spiegel schauen, um zu wissen, was sie meint. Er erinnert sich nicht daran, wann er sich das letzte Mal rasiert hat. Er glaubt, dass er regelmäßig seine Zähne putzt, aber sicher ist er nicht.

Sie stehen sich schweigend gegenüber, die Frau des Pfarrers macht keinerlei Anstalten, wieder zu gehen.

»Ich kann ja mal vorbeischauen«, sagt er mit angespannter Kiefermuskulatur.

Sie entblößt eine Reihe gelber Zähne. Dann kramt sie in ihrer Handtasche und drückt ihm ein Faltblatt in die Hand.

Sobald er sie losgeworden ist, knüllt Joseph das Blatt zusammen. Diese scheinheilige Fuchtel. Einen Teufel wird er tun.

Vier Wochen nachdem Lis gegangen ist, es ist gerade noch August, ruft Ada an. Als das Telefon läutet, erschrickt er.

»Hallo?«, hört er Adas Stimme am anderen Ende.

»Joseph?«

Er hat zwar den Hörer abgehoben, aber gar nichts gesagt.

»Ja«, antwortet er schließlich.

Seine Schwägerin will wissen, wie es ihm geht.

»Die Katze ist fort.«

»Welche Katze?«, fragt Ada.